Nr. 603. XVIII. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Mittwoch, 27. November 1889.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Emins Dank an das englische Emin-Komitee.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

□ **London**, 27. November.

Der Vorsitzende des Londoner Emin Pascha-Komitees erhielt das folgende, aus *Msalala*, am Südende des Viktoria-Nyanza, den 23. August datirte Schreiben Emins:

„Nachdem wir heute unter der schützenden Begleitung Mr. Stanleys diesen Ort erreicht haben, drängt es mich, Ihnen so schnell als möglich, wenn auch nur in wenigen Worten zu sagen, wie sehr wir Ihre großmüthige Hilfe schätzen, welche Sie uns gesandt haben. Als ich unter dem Druck der Widerwärtigkeiten zuerst die Welt um Hilfe für meine Leute anrief, da war ich mir wohl bewußt, daß meine Bitte nicht unerhört verhallen werde, allein ich glaubte nie, daß eine solche Freundlichkeit möglich sei, wie Sie und die Subskribenten des Hilfskomitees sie uns erwiesen haben. Es ist unmöglich, Ihnen jetzt zu erzählen, was nach Stanleys erstem Besuche vorgefallen ist. Seine gewandte Feder wird Ihnen Alles weit besser schildern, als ich es thun könnte. Ich hoffe aber, einmal mit der Erlaubniß der egyptischen Regierung Ihnen meine Aufwartung machen zu dürfen und meinen Gefühlen der Dankbarkeit persönlich Ausdruck zu geben, was schriftlich nur unvollkommen geschehen könnte. Bis zum Eintritt dieses glücklichen Zeitpunktes bitte ich, allen Subskribenten meinen Dank und den Dank der Handvoll jener unglücklichen Menschen auszusprechen, welche durch Ihr Eintreten dem Verderben entrissen wurden und nun ihre Verwandten wiederum zu umarmen hoffen. Hier von den Verdiensten Stanleys und seiner Offiziere zu sprechen, hieße ihnen nicht gerecht werden. Wenn mein Leben erhalten bleibt, werde ich die Anerkennung derselben nicht schuldig bleiben. Mit vielem, vielem Dank bin ich

Ihr sehr verbundener

Dr. Emin."

Im Anschluß an dieses Schreiben bringt die „Daily News" einen ausgezeichneten Artikel, in welchem sie Emin gegen die Ausfälle Stanleys vertheidigt und Emins Leistungen in das richtige Licht setzt. (Aus den jetzt im Wortlaut vorliegenden Briefen Stanleys ergiebt sich, daß Stanley von einer gewissen Gehässigkeit gegen Emin erfüllt ist; man vermag deutlich zu erkennen, daß das persönliche Verhältniß der beiden Forscher nicht das beste ist. Wir werden auf diese Angelegenheit in einem ausführlichen Artikel, der im Morgenblatt veröffentlicht werden soll, zurückkommen. D. Red. d. Berl. Tagebl.)

* * *

□ **London**, 27. November. (Privat-Telegramm des Berliner Tageblatts.) Telegramme aus Zanzibar melden: Eine Karawane der französischen Mission in Bagamoyo, welche am letzten Sonntag in Mohundah eintraf, ist Stanley und Emin bei Kitatanur acht Tagemärsche von Bagamoyo entfernt, begegnet. Danach dürften Stanley und Emin am Montag oder Dienstag Bagamoyo erreichen.

Sächsische Arbeiterverhältnisse.

Man schreibt uns aus Sachsen:

Die Lebenshaltung des großindustriellen Arbeiters ist abhängig von der Lage des Weltmarktes. Seit diese eine günstige geworden ist, haben sich auch die Löhne der sächsischen Arbeiter jener Industriezweige gehoben, die von der besseren Konjunktur zunächst Vortheil haben. Im Maschinenbau, wie in der Textilindustrie ist in Sachsen fast überall eine volle, noch für längere Zeit ausreichende Beschäftigung vorhanden, die vielfach derartig treibt, daß Ueberstunden sich nothwendig machen und der Mangel ausreichender und leistungsfähiger Arbeitskräfte unangenehm empfunden wird.

Im engen Zusammenhange mit diesen Verhältnissen steht die Steigerung der Arbeitslöhne, die im Maschinenbau, mit Einrechnung der Ueberstunden, 15–20 Prozent, in der Strumpfwaarenbranche etwa 5–15 Prozent im Durchschnitt betragen mag. Eine genaue Berechnung der Durchschnittslöhne ist schlechterdings unmöglich, da eine brauchbare Lohnstatistik noch immer ein frommer Wunsch der Sozialpolitiker ist. Ueber jene Durchschnittssteigerung erheben sich namentlich im Maschinenbau einige Akkordlöhne, die höher selbst in Perioden großen geschäftlichen Aufschwungs in diesem Gewerbe nur selten bezahlt sind. Solche Löhne hat man indeß lediglich als Ausnahmen zu betrachten, die gleichwohl die augenblickliche Lage dieses Zweiges unserer Großindustrie wie seiner Arbeiter kennzeichnen.

Die textilgewerblichen Arbeiter befinden sich meist in einer weniger günstigen Lage als jene der Maschinenindustrie. Obwohl auch im Textilgewerbe und namentlich in der ausgebreiteten sächsischen Wirkindustrie der Waarenpreis heraufgegangen ist, so konnte dies in Folge des außerordentlichen Mitbewerbes doch nicht in so durchgreifender Weise geschehen, um auch nur annähernd derartige Löhne zu ermöglichen, wie sie im Maschinenbau bezahlt werden. Die in diesem beschäftigten Arbeiter sind auch die einzigen, deren Einkommen sich derart gesteigert hat, daß sie meist die höheren Lebensmittelpreise ohne Entbehrung ertragen können. Aber da sie ihr höheres Einkommen keineswegs allein einem gebesserten Stück- oder Stundenlohn verdanken, so haben sie in Ueberstunden ein größeres Arbeitsquantum — das sich auf 6–10 Stunden wöchentlich vielfach beziffert — zu leisten, um den gesteigerten Preis von Brod, Fleisch, Kohle und die stärkere Einschätzung zur Steuer in Sachsen zu tragen. Dagegen sind die höheren Arbeitsverdienste in der Textilindustrie meist nicht hinreichend, um das Herausgehen der Lebensmittelpreise auszugleichen. Aber es ist den Fabrikanten auch unmöglich, noch höhere Löhne zu bewilligen, da ihr prozentualer Gewinn trotz der vorhandenen Beschäftigung ein äußerst geringer blieb, und es auch schlechterdings unerreichbar ist, den Waarenpreis weiter hinauf zu bringen, um die Lage der Arbeiter günstiger zu gestalten.

Die Lebenshaltung der textilindustriellen Arbeiter ist somit selbst dort keine bessere geworden, wo sich der Arbeitsverdienst steigerte; stark zurückgegangen ist dieselbe aber überall dort, wo die alten Löhne bezahlt werden.

Hier wie in zahlreichen anderen Gewerben, denen es nicht möglich war, die Arbeitslöhne zu erhöhen, ist die Ernährung der Arbeiter eine noch schlechtere geworden als vor der Theuerung. Unter dieser leidet namentlich auch das Kleingewerbe und der ländliche Arbeiter, der sein täglich Brod in der Hauptsache ebensowenig selbst erntet wie der großindustrielle Weber oder Maschinenbauer. Doch auch die durch das Steigen der Lebensmittel in diesen Kreisen verursachten bedauerlichen Verhältnisse wollen wir noch nicht einmal als Nothstand bezeichnen; ist es doch üblich geworden, diesen erst dann beim Arbeiter anzunehmen, wenn der blasse Hunger ihm täglich auf der Schwelle sitzt.

Aber wer noch ein Herz hat, das gegen den Jammer des Daseins sich nicht kalt und vornehm verschließt, dessen Auge wird mit Trauer auf jenen Zuständen ruhen, die heute vielfach in der sächsischen Hausindustrie herrschen, namentlich soweit dieselbe noch mit der Hand betrieben wird. Vor der durch die Steigerung der Lebensmittelpreise noch größer gewordenen bitteren Nahrungsnoth der sächsischen Handweber wird jener Optimismus unserer Agrarier kläglich zu Schanden, der da behauptet: Es giebt keine Theuerung! Die Bedürfnißlosigkeit eines sächsischen Handwebers, einer Klöpplerin und Gorlnäherin ist wunderbar; aber wenn man bedenkt, daß vielfach eine kinderreiche Handweberfamilie in Sachsen kaum ein höheres Einkommen als wöchentlich 7—10 Mark hat, so wird man begreifen, daß alle Bedürfnißlosigkeit nicht ausreicht, um unter den gegenwärtigen Verhältnissen die erbarmungslose Noth von dieser bescheidenen und fleißigen Bevölkerung fernzuhalten. Unter ihr erkennt man erst, wie schwer gerade auf den Aermsten die Steigerung der Lebensmittelpreise lastet.

---

* Die ministeriellen Protesterklärungen gegen die offiziöse **Waldersee-Hetze** haben auch im Auslande die gebührende Beachtung gefunden. Auch dort kennt man ja leider zur Genüge das frivole Treiben unserer **offiziösen Presse**, welche nicht vor den plumpsten Verdrehungen, Verdächtigungen, Verhetzungen zurückschreckt und dadurch die deutschen Friedensabsichten entstellt, den deutschen Namen entehrt. Was hat diese Skandalpresse nicht Alles geleistet, als der nun selig entschlafene Wohlgemuth-Fall auf der Tagesordnung stand? Daß jener Fall sich nicht wirklich zu einer ernsten Gefahr zuspitzte, ist wahrlich nicht das Verdienst dieser Presse, die sich als besonders unterrichtet und regierungsfreundlich geberdet. Sie war es, die förmlich darauf hinarbeitete, die aufgebauschte Meinungsverschiedenheit zur unausfüllbaren Kluft zu erweitern und die Sympathien der Schweizer für Deutschland mit Stumpf und Stiel auszurotten. Daran erinnert Professor Stefan Born jetzt in den gut deutschfreundlich gesinnten „Basler Nachrichten", indem er gelegentlich der Reichstagserörterungen über die Waldersee-Frage bemerkt:

> Was hat die so sehr verleumdete „schlechte Presse" zu bedeuten gegenüber der Haltung eines die hohe Politik einer mächtigen Regierung vertheidigenden, in den vornehmsten Kreisen der Gesellschaft verbreiteten großen Blattes, das in einem kritischen Augenblick ein benachbartes Land als ein „wildes Land" bezeichnet, in welchem Fremde, die sich vertrauensvoll dort niedergelassen, wie „vogelfrei" behandelt werden! Was fällt ein grobes Wort aus klobiger Feder in die Wagschale gegen einen Artikel, wie er z. B. in den „Hamburger Nachrichten", einem in vielen Bogen täglich ausgegebenen, große Interessen vertretenden Finanzblatt im unpassendsten Moment erschien und in welchem einfach die Theilung eines kleinen Landes anempfohlen wurde! Diejenigen, welche in ihrer Eigenschaft als Leiter großer Zeitungen verdienen, wegen Erregung von Mißtrauen und Völkerhaß in den Bann der öffentlichen Meinung gethan zu werden, richten durch ihr gedankenloses Treiben einen ganz anderen Schaden an als die Publizisten vierter und fünfter Ordnung, welche reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, die Dinge gern bei ihrem Namen nennen, und wenn sie Unrecht haben und gegen die Wahrheit sich verfehlen, nicht über den engen Kreis ihrer Thätigkeit hinaus Schaden anzurichten vermögen. Man ist stets über die Maßen streng und ruft nach dem Strafrichter, wenn es sich um die kleine Presse handelt, deren Ausschreitungen wir durch das Gesagte weder vertheidigen noch in Schutz nehmen; man ist in frevelhafter Weise nachsichtig gegen die Ausschreitungen der großen Presse, welche tagtäglich eine völkerverhetzende Politik treibt und ein unendlich belastendes Sündenregister zu sühnen hätte, wenn es, was der Himmel und die bessere Einsicht der Nationen verhüten mögen, wieder einmal zu einem völkermordenden Kriege kommen sollte.

Es ist in der That empörend, diese offiziösen Giftmischer ungestraft ihr unheilvolles Handwerk treiben zu sehen, während die Staatsanwaltschaften früh und spät hinter der unabhängigen Presse her sind, um sie beim leisesten Verdacht eines Verstoßes gegen die

---

Aus Crispis Leben.

(Von unserem Korrespondenten.)

Rom, Ende November.

(Crispi im Examen. — Der revolutionäre Vollbart. — Im Lager der Demokratie. — Crispis vis-à-vis und die Geliebte des Polizei-Kommissärs. — In Palermo. — Der „Präfekt der Barrikaden.")

Crispi hatte seine Studien vollendet und praktizirte in Palermo mit leidlichem Erfolge als Advokat. Sintemalen aber die Laufbahn eines „Avvocato" in jenen Zeiten weniger Aussichten bot, als heutzutage, wo der „Avvocato" nicht selten das Minister-Portefeuille in der Tasche trägt, beschloß Crispi senior, seinen Sohn in die Beamten-Karrière zu lanciren. Die Beamten-Hierarchie des „Königreichs beider Sizilien" rekrutirte sich damals aus zwei staatlichen Instituten oder Stiftungen, dem „Alunnato per la Magistratura" und dem „Alunnato per la Consulta di Stato." Aber der Eintritt in diese beiden Vorschulen der Beamten-Elite war an überaus schwierige Bedingungen gebunden, so daß nur eine beschränkte Zahl vom Glück ganz besonders begünstigter junger Leute Aufnahme finden konnte. Bei den Aufnahme-Examina — die man erst mit 25 Jahren ablegen konnte — wurde zudem in unerhörter Weise „gemogelt", d. h. die Söhne bevorzugter Familien setzten sich kurz vor der Prüfung in Besitz der Themata oder verließen während der Examina unter irgend einem Vorwand den Saal, um sich draußen von einem guten Freunde „helfen" zu lassen. Der junge Crispi — der übrigens nur mit Hilfe einer List (er war erst 23 Jahre alt) zugelassen wurde — wußte es aber bei dem Präsidenten der Examen-Kommission, den er vorher aufsuchte, persönlich durchzusetzen, daß zum ersten Male bei der Prüfung die größte Strenge beobachtet wurde. „Jede Verbindung — so schreibt ein alter Freund Crispis in der in Rom erscheinenden „Revue Internationale" — jede Verbindung mit der Außenwelt wurde nach Crispis eigenen Worten absolut unmöglich gemacht; die Kandidaten durften den Saal unter keinem Vorwand verlassen, Niemand durfte das Examenlokal betreten, ja man durfte sich sogar weder dem Fenster, noch dem Kaminе nähern! Dieses Schreckens-System wurde in so scharfer Weise gehandhabt, daß der Präsident der Prüfungs-Kommission sich herabließ, während der fünf Tage, die das Examen dauerte, den eingeschlossenen Kandidaten in persona das Essen zu bringen. Das Resultat war denn auch, daß Crispi zusammen mit einem gewissen Pietro L. (heute Kassationsrath in Palermo) das Examen als Erster bestand.

Besonders in Völkerrecht und Strafrecht waren seine Arbeiten mustergiltig. Als Pensionär des „Alunnato" bereitete sich also Francesco Crispi, der von seinem Vater den damals ziemlich bedeutenden Monatswechsel von 100 Fr. bezog, auf den Eintritt in irgend eine fette Richterstelle vor, eine Aussicht, die wohl den Aspirationen des Papa Crispi, nicht aber denen des revolutionär angehauchten Sohnes entsprach. Der Letztere hielt es denn auch nicht gar lange in der Zwangsjacke der königlich neapolitanischen Beneficiaten aus.

Interessant ist die Geschichte seines Bruchs mit den Vorgesetzten und seines Austritts aus dem Amte. Der junge Crispi trug — was eigentlich schwer verpönt war und bei den „Gutgesinnten" argen Anstoß erregte — einen dichten braunen Vollbart. Wieder und wieder ersuchte der Direktor des Alumnats, der damals berühmte Rechtsgelehrte Crasci, seinen Schutzbefohlenen, den revolutionären Bart doch abnehmen zu lassen, aber nie hatte sich Crispi in seinem sizilianischen Stolze zu dieser Selbstverstümmelung entschließen können. Endlich versprach er den flehentlichen Bitten des guten Alten nachgeben zu wollen. So saß denn Staatsanwalt Crasci eines Abends in seiner Arbeitsstube, als unangemeldet und lautlos eine Gestalt eintrat und sich neben dem Stuhle des alten Herrn postirte. Man denke sich den Schrecken des Staatsanwalts, der in dem Unbekannten mit dem glattrasirten Gesichte zum Mindesten einen Staatsverbrecher, Revolutionär oder Attentäter erblickte und um Hilfe zu rufen begann. — — — Aber ehe der Antsdiener eintrat, brach der Eindringling das Schweigen, und der Geängstigte erkannte an der Stimme in dem anscheinend Mörder sofort seinen — Schüler Crispi. „Ah! Siete voi, Don Francisco Me l'avete fatta! (Ah! Sie sind's, Herr Franz! Sie haben mir einen schönen Schrecken eingejagt!) rang es sich von den Lippen Crasci's, dem ein Centnerstein vom Herzen gefallen war. Beide, der alte Staatsanwalt und sein Referendarius, lachten ob des gelungenen Streiches von Herzen. — Die politischen Ansichten beider stimmten übrigens in keiner Weise überein, und kurz nach dem Barrikadensturm Intermezzo trat die unausbleibliche Katastrophe ein. Nach der Unterdrückung des Parlaments hatten sich mehrere sizilianische Patrioten, sonsbesondere der Fürst von Castelnuovo, geweigert, Steuern zu zahlen, die der König aus eigener Machtvollkommenheit und ohne die Erlaubniß des Parlaments auferlegt hatte. Alljährlich ging man auch gegen die Steuerverweigerer exekutorisch vor, und darüber entspann sich im Arbeitskabinet des Staatsprokurators zwischen diesem und Francesco Crispi eine erregte Debatte. Während Crasci den Grundsatz verfocht, der König sei „von Gottes Gnaden" Herr über Person und Eigenthum seiner Unterthanen", trat Crispi mit aller Energie für das Prinzip der Steuerverweigerung ein. Das Ende vom Liede war, daß Crispi, der sich ohnehin nicht mit dem Bourbonischen Regime befreunden konnte, den Dienst quittirte und sich nach Neapel einschiffte.

Aus der Neapler Zeit bringt der bereits erwähnte Bericht von Crispis Freunde wieder eine Reihe interessanter Einzelheiten und Anekdoten. Als Advokat hatte Crispi mit König Ferdinand II. des Oefteren zu thun, ja er hatte sogar, obschon er im Geheimen revolutionär gesinnt war, persönliche Beziehungen zu dem Monarchen. „Ferdinand II. war — so äußerte sich Crispi — als Privatmann nicht schlecht (point méchant), und sein übrigens ungebildeter Geist war sogar von großer Offenheit (d'une grande droiture). Das Unglück dieses Königs war, daß er politisch verdorben wurde durch seine Familien-Traditionen und durch eine Erziehung, die ihm Mißtrauen und Verachtung gegen sein Volk eingeflößt hatte . . . Niemals hat übrigens Crispi den König weder für sich noch für Andere um eine Gunst. Wenn er aber Gerechtigkeit beim König suchte, so fand er sie . . . ."

Sein Verhältniß zum König hinderte den feurigen Patrioten und Demokraten nicht, sich dem liberalen Geheimkomitee anzuschließen und für die Sache der Freiheit und der vaterländischen Einheit im Verborgenen zu wirken. Dennoch war Crispi fast das einzige Mitglied des gefürchteten Komitees, das in Folge des Aufstandes von Cosenza der Verhaftung entging, und zwar aus folgenden abenteuerlichen Gründen: Crispi — der allmälig in den Verdacht gekommen war, ein Revolutionär zu sein — Crispi wohnte in dem Vicolo Brigida (Brigida-Gäßchen), und zwar in einem fast ausschließlich von neapolitanischen Offizieren bewohnten Hause. Der Zufall wollte, daß gerade Crispis Fenster gegenüber eine Dame von zweifelhaftem Rufe — die Geliebte des mit Crispis Ueberwachung betrauten Polizeikommissärs — wohnte. Dieser Polizeikommissar hatte die bereits beschlossene Verhaftung des Advokaten Crispi immer mehr hinausgeschoben, weil er glaubte, vom Fenster der Signora di Lorenzo, seiner